

unterstreicht die grosse, aber in der gängigen Theologiegeschichtsschreibung meist wenig beachtete Fernwirkung pietistischer Grundgedanken des 18. auf die Theologie des 19. Jahrhunderts.

Dass Kuhns Buch mit einer detaillierten Bibliographie, einem ausführlichen Quellenverzeichnis und diversen Registern (neben Bibelstellen-, Namen- und Ortsregister enthält das Werk auch ein Sachregister) ausgestattet ist, müsste eigentlich nicht extra erwähnt werden. Von selbst versteht sich auch, dass es handwerklich und sprachlich ausserordentlich sorgfältig gestaltet wurde. Die Einzelkapitel werden mit schönen Zusammenfassungen («Ertrag») abgeschlossen, so dass auch eine kursorische oder schwerpunktmäßige Lektüre des Buches ermöglicht wird. Der letzte «Ertrag» versucht eine Charakterisierung von Biedermanns Persönlichkeit. Biedermann war ein «strebsamer und geistiger junger Mann», den gleichzeitig eine auffällige «innere Zerrissenheit» kennzeichnete, die sich auf «verschiedenen Ebenen» auswirkte: in der Planung seiner «beruflichen Laufbahn», in seinem öffentlichen «Auftreten», im «Umgang mit Menschen» (394) und – von Kuhn ebenfalls thematisiert (S. 310–313, 367f., 371–373, 388–391) – in seinem Verhältnis zu Frauen.

Zu kritisieren oder vielmehr zu bedauern ist eigentlich nur eines, nämlich dass die

Arbeit mit dem Jahr 1844 abbricht, also genau da, wo es eigentlich noch spannender und zugleich theologisch anspruchsvoller würde. Einer Dissertation wird man die Entscheidung, an diesem Punkt abzubrechen, jedoch nicht vorhalten können. Kuhn hat bereits das Maximum dessen geleistet, was in einer Dissertation leistbar ist; das zeigt schon allein der Seitenumfang des Buches. Und auch das Jahr, mit dem die Darstellung endet, ist überlegt gewählt. Mehr als wünschenswert wäre es allerdings, wenn Kuhn seine Arbeit über Biedermann fortsetzen und auch die zweite, von den Aussenwirkungen her und hinsichtlich des theologischen Denkens bedeutendere Phase der Lebensgeschichte in der gleichen soliden Weise behandeln könnte. Kuhns Werk ist bereits 1997 im Druck erschienen und wurde in allen relevanten theologischen und historischen Zeitschriften positiv rezensiert. Dass die Besprechung in der *Zwingliana* erst im Jahre 2003 erscheint, ist weder die Schuld des Autors noch die des Rezensenten, sondern die Folge eines unbeabsichtigten Versäumnisses. Dennoch kommt diese Rezension nicht wirklich zu spät, denn Kuhns Buch ist in keiner Weise veraltet und wird, wie schon eingangs hervorgehoben wurde, sicherlich lange Zeit aktuell bleiben.

Martin H. Jung, Osnabrück

Horst Carl, **Der Schwäbische Bund 1488–1534**. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation, Leinfelden-Echterdingen: DRW-Verlag 2000 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 24), 592 S., ISBN 3-87181-424-5

Der Schwäbische Bund, wie der eidgenössische Bund eine Landfriedensei-

nung, wurde 1487/88 auf Initiative von Kaiser Friedrich III. zur Friedenssicherung im deutschen Südwesten gegründet. Im Gegensatz zur Eidgenossenschaft handelte es sich um einen ständeübergreifenden Bund, der Städte, Fürsten, Adlige und Prälaten zu seinen Mitgliedern zählte. Ursprünglich war er auf acht Jahre befristet, schliesslich wurde er in langwierigen Verhandlungen

in unterschiedlicher Zusammensetzung mehrmals verlängert (1496, 1500, 1512, 1523), bevor er 1534 an der konfessionellen Spaltung und letztlich auch am Fehlen von Bundesfeinden scheiterte.

Mit seiner noch von Volker Press angeregten Tübinger Habilitationsschrift legt Horst Carl eine umfassende Gesamtdarstellung des Schwäbischen Bundes vor. Dabei steht weniger die Ereignisgeschichte im Vordergrund, als vielmehr die systematische Analyse des Bundes als «politisches System sui generis» (S. 12), die auch Aussagen zur Struktur der Reichsverfassung liefert. Überblicksartig werden zu Beginn die Literatur zum Bund und die Ereignisgeschichte dargestellt. Danach betrachtet Carl in sieben Kapiteln die Rolle des Reichsoberhauptes im Bund, die Mitgliederstruktur, die Bundesgremien, die Bundesfunktionäre, Kanzlei und Finanzwesen, den Bund als Friedens- und Rechtsgemeinschaft sowie abschliessend die Feinde des Bundes. Zu diesen gehörten auch Herzog Ulrich von Württemberg und die Eidgenossen.

Der – vorwiegend in der schweizerischen Forschungstradition dominierende – Antagonismus zwischen dem schwäbischen und eidgenössischen Landfrie-

densbündnis wird in einem eigenen Unterkapitel mit dem Titel «Die Eidgenossen – der ideologische Bundesfeind?» (S. 451–463) behandelt. Darin finden auch die beiden Feldzüge des im Frühjahr 1519 aus seinem Territorium vertriebenen Herzogs Ulrichs gegen den Bund Erwähnung, die 1519 und 1525 zu «Nagelproben» des schwäbisch-eidgenössischen Verhältnisses wurden. Diplomatische Interventionen auf der Tagsatzung einerseits und das konsequente Reislaufverbot andererseits verhinderten einen militärischen Waffengang Ulrichs gegen den Bund. Ebenfalls verhindert wurde ein «Turning Swiss» der oberdeutschen Reichsstädte, eine Wende, die durch die konfessionspolitische Allianz der evangelischen oberdeutschen Bundesstädte Memmingen und Ulm mit Zürich und Bern unter der Ägide Zwinglis nochmals im Bereich des Möglichen gewesen wäre. Die mit einer Fülle von Detailinformationen angereicherte Studie von Horst Carl ermöglicht zahlreiche neue Einblicke und ist das neue Standardwerk zum Schwäbischen Bund.

Doris Klee, Horgen

Manfred Vischer, **Zürcher Einblattdrucke des 16. Jahrhunderts**, Baden-Baden: Verlag Valentin Koerner 2001 (Bibliotheca bibliographica Aureliana, Bd. 185), ISBN 3-87320-185-2

Nachdem der Autor als Mitarbeiter der Sammlung Alte Drucke der Zentralbibliothek Zürich 1991 seine viel beachtete «Bibliographie der Zürcher Druckschriften des 15. und 16. Jahrhunderts» vorgelegt hatte, durfte man gespannt sein zweites angekündigtes Standardwerk erwarten, das hiermit vorliegt. Wie schon bei der «Bibliographie der Zürcher Druck-

schriften» existiert auch im Fall der «Zürcher Einblattdrucke» für keine andere Schweizer Stadt ein vergleichbares Werk. Vischer präsentiert im vorliegenden Katalog zunächst 94 Einblattdrucke allgemeiner Natur (Beichtzettel, Mandate, Ansichten, Karten, Gelegenheitsgedichte usw.), gefolgt von 154 Kalender-Einblatt-Drucken. Damit überbietet er schon rein quantitativ alles bisher Dagewesene. So beschrieb beispielsweise Ursula Baurmeister in ihrem 1975 im Gutenberg-Jahrbuch veröffentlichten Versuch einer Übersicht über die Einblattkalender der Offizin Froschauer lediglich 51 Stück.